

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Ein ungestörtes Glück verlangen,
Heißt Mondeslicht mit Netzen fangen,
Den Sonnenstrahl mit Ketten fesseln
Und Rosen fordern von den Nesseln.

Otto v. Reizner.

Der Nagel.

Von Fritz Müller (Partenkirchen).

Ich war bis dahin ganz normal. Aber eines Tages wurde ich durchleuchtet. Nicht etwa, weil ich krank gewesen wäre. Sondern ich ging bei der Klinik vorbei, wo ich's durch offene Fenster sagen hörte: „Fall 38 ist erledigt, jetzt Fall 37, Herr Kollege.“

„Fall 37 ist vor einer Stunde weggestorben, Herr Professor.“

„Zu dumm — dann Fall 38 also.“

„Ist erst auf morgen herbestellt.“

„Verdammt — die Röntgenplatte ist schon eingelegt — dann also irgendeinen anderen Fall!“

„Entschuldigung, wir haben augenblicklich in der ganzen Klinik — Vernichtend traf ihn des Berühmten Blick: „Irgendeinen, sag' ich!“

Der Assistenzarzt wußte, Widerspruch war ausgeschlossen. Einen Augenblick lang war er ratlos. Dann sah er mich durchs Fenster, rannte auf die Straße, schleppte mich herein —

„Also, wie gesagt, bis dahin war ich ganz normal. Auch noch eine Welle während des Durchleuchtens.“

Rippen tadellos,“ murmelte der Berühmte enttäuscht ins grünliche Geheimplicht, „Lunge wie ein Pferd — Herz wie ein — ha, was ist denn da?“

Ich blickte über die Röntgen tafel in mein eigenes Innere. Etwas Schwarzes unterschied ich. „Mensch,“ schrie mich der Berühmte an, „wie kommen Sie zu diesem Nagel?“

„Ich — ich weiß von keinem — keinem Nagel,“ stotterte ich in die Dunkelheit, „bin auch nie vernagelt —“

„Natürlich sind Sie's — direkt überm Zwerchfell — wundervoller Nagel, Herr Kollege — schmeldeessen, scheint mir — sehen Sie den Kopf — sechsfach abgeplattet — wundervoll erhalten — famoser Fall, famoser Fall —“ Der Berühmte tätschelte mir anerkennend meine Rippen.

Darauf machten sie vier Photographien, eine von vorn, eine von hinten, eine von links und eine von rechts. „Fall 37a, Fall 37b, Fall 37c, Fall 37d“ wurde mit welcher Farbe draufgemalt.

„Fall 37,“ brüllte mich der Berühmte an, „Sie kommen morgen wieder!“

Am nächsten Tage war der ganze Röntgenaal voll welcher Mäntel, goldener Brillen und dumpfem Gemurmel: „Nagel — wirklicher Nagel — unglaublicher Nagelfall — großartiger Nagelfall —“

„Licht aus! Strahlen ein!“

In dicken Haufen standen sie um meinen Bauch. Ihre Gläser glänzten magisch aus dem Dunkel. „Wundervoller Nagel — einzigartiger Nagelfall — nie solcher Fall — gar so ein Fall! — nie — gar — Fall — Niagara fall . . .“

„Strahlen aus! Licht ein!“

Man umringte mich. Man beglückwünschte mich.

„Hrrrem,“ hörte der Berühmte aus, und alle wurden still.

„Meine Herren — hrrrem — der Nagel ist in einer Silikat-schicht eingebettet, die der Körper ausschwitzt, um sich selbst zu schützen — hrrrem, der Nagel wandert — der Siliziumstreifen ist noch sichtbar — hrrrem, alles klar soweit, bis auf das eine: Mensch, wie kommen Sie zum Nagel!“

„Bitte sehr,“ sagte ich gehalten, „Sie meinen wohl, wie kommt der Nagel zu mir — ich muß bluten — ich bin ein Fall — ich bin

ein seltener Fall — ich bin ein einzig dastehender Fall — ich bin, ich hab' es vorhin selbst gehört, ein Niagara fall — ich bitte, dementsprechend eingeschätzt zu werden, meine Herren.“

Man verbeugte sich. Man entschuldigte sich. Der Berühmte sagte: „Wir sind stolz auf Sie, mein Herr — Ihr Nagel wird die Runde machen — er wird durch die Röntgeninstitute aller Städte der Welt —“

„Ich muß wieder bitten: Ich werde die Runde machen unter Begleitung meines Nagels — das heißt, wenn es bezahlt wird?“

Sie sahen sich verlegen an: „Man könnte bei Besichtigung ein Nagelgeld erheben . . .“

Ich machte eine Reise um die Welt. Ich hatte glänzende Einnahmen. Mit einem Wort, mein Lebenstraum erfüllte sich: ich war wer.

Vorträge wurden um meinen Nagel herum gehalten, Broschüren wurden drunherum geschrieben, und im Mittelpunkt alles dessen stand die ungelöste Frage: Wie kam der Nagel dahinein?

Indessen wanderte der Nagel weiter, immer von der Schutz-schicht treu begleitet. Man konnte seinen Zickzackweg verfolgen. Durch die Lunge ging er, wiederholt durchbohrte er das Zwerchfell, endlich nahm er seinen Weg zum Herzen — die Röntgenwelt hielt den Atem an — der Mann mit dem vernagelten Herzen — diesmal wird es ihm das Leben kosten . . .

Es kostete mir nicht das Leben. Langsam, ungefährlich wuchs der Nagel Zoll um Zoll durchs Herz, machte einen Besuch bei der Leber, schnitt die Milz und klopfte bei der Niere . . . man gab Bulletins aus über mich und meinen Nagel. Es wurden Nagel-doktor-dissertationen verfaßt: Wie kam der Nagel dahinein?

Ein Professor bewies, der Nagel müßte mir im Krieg hineingeschossen worden sein. Er blamierte sich.

Ein anderer bewies, der Nagel habe sich aus dem im Blut enthaltenen Eisen erst gebildet. Er blamierte sich.

Ein dritter Gelehrter bewies, der Nagel wäre auf dem Weg der vierten Dimension in mich hineingelangt. Er blamierte sich.

Ein Detektiv untersuchte die Nagelmuster sämtlicher Fabriken und schwor, mein Nagel stamme von Gebrüder Funk u. Sohn in Hagen in Westfalen.

Ein Schaukelfabrikant erbot sich, mir den Nagel binnen einem Jahr durch täglich sieben Stunden bestimmten Schwingens in einer bestimmten Schaukel an der großen Zehe herauszulocken. Ich lehnte ab. Denn was dann? Jetzt war ich wer. Jetzt riß man sich um mich.

„Ja, Servus, lebst du auch noch?“ schlug mir jemand von hinten — es war im Deutschen Museum — auf die Schulter.

„Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen,“ sagte ich mit Nagelwürde.

„Jetzt kennt er net einmal mehr seinen Schulkameraden Himmelsstößler!“

„Ach so — na ja — freut mich — freut mich — indes —“

„Auf die Seite gehen,“ sagte der Museumsdiener, „ich werde jetzt den größten einschalten . . .“

„Beh, tu net gar so g'schwo'll'n,“ sagte der Himmelsstößler, „in der Schule warst doch immer ganz gemütlich?“

„In der Schule war ich noch kein Fall — hast du nie gelesen von dem Manne mit dem Nagel, der —?“

„Uhren, Hausschlüssel und ähnliches bitte ich die Herrschaften in den Nebenaal zu legen,“ verkündete der Museumsdiener.

„Soso, du also bist der Mann mit dem Nagel,“ lachte Himmelsstößler ohne Ehrfurcht.

„Allerdings,“ warf ich mich in die Brust, „und sämtliche Professoren der Welt haben sich bis heute vergeblich den Kopf darüber zerbrochen, wie der Nagel in mich hinein —“

„Ja, weißt denn nicht mehr, wie wir auf dem Oberanger g'spielt hab'n — du und ich und der Eisenmaler und der Reitelbigler —“

Blumen in Vasen.

Saftiger glänzt der Rasen in unseren Gärten, die Sonne hat aus seinem grünen Blut die welke Krankheit des Winter vertrieben, und gleich sind unter ihrem warmen Anhauch auch die toten Blumen miterwacht. Die rot und weißen Sterne der Marienblümchen, die dunkelblauen Kelche der Krotos, zarte blaue Jillas erfreuen das Auge und hier und da fliegt von irgendwo herein süßer Wellenhauch durch die erquickende Sonnenluft, daß wir im Einatmen des lieblichen Wohlgeruchs stehen bleiben und unsere Blicke nach den kleinen blauen Duftspendern eifrig herumschicken. Welche Freude, wenn die allzu bescheiden sich Verbergenden glücklich gefunden werden. Wenn sie auch nicht nach Poetenmanier „mit allen Wurzeln“ ausgegraben werden, wovon man gerade bei dem in der freien Natur selten duftenden Wellen abratet muß, so werden sie doch und manch anderes zartes erst erwachtes Blümchen herausgerissen und mitgenommen. Daheim aber bereitet man den Frühlingkindern, an deren Anblick und Duft man sich weiter ergötzen will, ein gutes Plätzchen in der Vase.

Die Vase aber, in der die Blüten stehen, ist von großer Bedeutung für die Wirkung des ganzen Eindrucks. Der erste Grundsatz heißt da: die Vase soll sich der Blume unterordnen, nicht die Hauptsache sein. Die Hauptsache soll stets der Blütenstrauch sein oder der grüne Zweig, der in dem Gefäß aufsproßt. Damit er zur vollen Geltung komme, wähle man eine Vase, in der die Farbe der Blumen in einem gewissen Kontrast mit der Färbung des Scherbens steht. Bei sehr diskret gefärbten Blumen erzielt man jedoch einen bei weitem schöneren Effekt, wenn man möglichst auf einen harmonischen Farbensammenklang beider bedacht ist.

Aber nicht nur die Farbe, auch die Form der Vase ist ein ausschlaggebender Faktor bei der schönen Anordnung des Ganzen. Niemand wird Margueriten mit ihren langen Stengeln in niedrige Schalen stellen wollen. Ihre Schlantheit verlangt schon des Haltes wegen nach hohen Vasen. Rosen dagegen sollte man fast immer in halbhohen Schalen oder nicht zu niedrigen Körbchen aufstellen. In gleicher Weise mit wenigen überfallenden Zweigen kommt die Lieblichkeit der Pfirsichblüten zur schönen Geltung, zum Beispiel in grün glasierten, weitbauchigen, niedrigen Behältern. Kurzstielige Blumen, wie Wellen, Leberblumen, Stiefmütterchen, Kurkeim, schmiegen sich ebenfalls zu prächtiger Wirkung ihrer jedesmaligen Farben am schönsten in Vasen von flacher gedrungener Form zusammen, und zu all diesen Blüten, besonders zu dem sammetigen Schmelz der Stiefmütterchen paßt vortrefflich ein tiefbrauner ruhiger Glasurton. Wenn man für hohe, langaussehende Blumen, wie Iris, Lilien, Gladiolen, nicht Vasen von schmaler zylindrischer Form, sei es nun aus Glas oder Ton, verwenden will, versuche man es einmal mit jenen flachen, japanischen, schalenförmigen Blumenhaltern — und der elegante Einkensfuß dieser hochstieligen graziösen Blüten wird um so freier und sicherer sich entfalten können.

Der Japaner geht vor allem darauf aus, die schöne Illusion natürlichen Wachstums hervorzurufen; er rechnet daher nicht nur mit der Blüte und ihrem Stiel, er zieht auch ihren Standort, die Verästelung des Blütenzweiges und die Stellung der einzelnen Sprossen zueinander in Betracht. Natürlich wird bei diesem Blumentutus auch die besondere Eigenart und individuelle Schönheit der blühenden Pflanze berücksichtigt. In dieser Hinsicht können wir manches von den gelben Blumenkünstlern lernen. Wir begehen nur noch zu oft den Fehler, Blumensträuße zu symmetrisch zu binden, achten zu wenig auf die harmonische Verteilung der Farben. Es werden zu viel Blumen in einen einzigen Behälter hineingepreßt, wo zwei bis drei Blüten in gefälliger Zusammenstellung ein kleines Kunstwerk bilden könnten.

Ulwin Rath.

Frühling.

Es rauscht in blauseidenem Kleide
der Frühling über die Weide
und schreitet mit Süßerfüßen,
duftend von wonnigen, süßen
Blüten, über den Strom.
Es klingt wie goldene Glocken
im schwingenden Wellendom
von feinen leuchtenden Locken . . .
und unter die blühenden Kerzen
im alten Kastanienbaum
da hängt er die glühenden Herzen
zu duftendem Liebestraum.

Dani Bourleind in „Niederlein“ Gedichte.
(Coaled-Verlag, Wien)

„Erlaube mal, in meiner heutigen Stellung habe ich für Kinderen —“

„Ja, Kinderen — weißt es noch, wie wir g'spielt hab'n „Was gibst mir?“ —“

„Was soll ich dir geben?“ sagte ich lächelnd.

„— und weißt noch, wie der Eisenmaier g'sagt hat: „Was gibst mir, wenn ich die Kieselstein' ganz weit hinein ins Ohr steck'?“ — „Jesse,“ hat der Kettelbügler g'sagt, „des soll auch was sein — was gibst mir, wenn ich den grünen Glaschusser ganz hinauf in d' Nasen schnupf'“ — „Schneider übereinander alle miteinander,“ hast du g'sagt —“

„Ja?“

„Windige Schneider übereinander,“ hast g'sagt, „des is' ja gar nig,“ hast g'sagt, „was gibst mir, wenn ich den Nagel da verschluck'?“ Ich wurde bleich. „Und habe ich dann wirklich —?“

„Natürlich hast'n verschluckt, ich weiß 's ja noch wie heut' —“

Ich atmete tief. „Hör mal, lieber Freund, das darf nicht bekannt —“

„Was gibst mir?“

„Verstuch, warum klistest du mich in der Seite?“ —

„Einer der Herren hat doch nicht draußen alles abgelegt,“ sagte der Museumsdiener, „sonst könnte nicht plötzlich dieser Nagel an dem großen Magneten —“

Wir sahen hin. Ein Schmiedeeisener Nagel mit sechsfach abgeplattetem Kopf hing dran, mit der Spitze auf uns hinstarrend.

„Daja,“ schrie Himmelsstößler, „genau so hat er ausg'schaut, der Nagel, den du damals g'schluckt hast!“

Ich sahte an meine Lende. Sie klistete mich. Ein kleines Loch war da in meinem Rock.

„Also, was gibst mir, he?“

„Sagt nichts mehr,“ sagte ich und klappte zusammen. Ich war kein Fall mehr.

Die kleine Tänzerin.

Von Hans Gahmann.

Blau sind deine Wangen, Maria, und dein Herz ist ohne Heimat. Du fürchtest den Abend, der die flüsternde Menge erregt und lästern in den erhellten Saal trägt. Dann bist du ganz allein und mit den Zuckungen deines zarten Körpers, Tanz genannt, wie vor ein Ungeheuer gestellt, das dich verschlingen will.

Du weißt, deine Eltern passen auf, ob das Spitzengewebe weit genug über deine zitternden Knie und deinen kindlichen Schoß weht, ob der Beifall der Menge laut genug über das krampfhaftes Lächeln deines geschminkten Gesichtchens regnet.

Sie beobachten deine Schritte, das Spiel der Finger, die Haltung deiner Arme und schelten dich, wenn der eingedrückte Schritt und das befohlene Lächeln nicht aus dir herauswächst, wie sie es wollen.

Du hast die Worte deines Vaters im Ohr:

„Herr Direktor — für fünfshundert Mark tanzt mein Kind nicht. Sie deuten mich aus.“

So handelten sie um dich.

Du kleine Hellige.

Sie kennen dein Herz nicht. Sie fühlen nicht, wie es unter dem Schleier friert. Wie die Angst aus ihm klappt, schon wenn die Musikanten teilnahmslos die Instrumente stimmen.

Dann bist du da, das „Wunder“

Und du fühlst nichts als die Augen des Vaters auf dich gerichtet, der deine Schritte abmisst und rast, wenn in deinem Auge, das Freude strahlen soll, das verhaltene Weinen aufsteigt.

Du hilfst niemand.

Das Vorstadt-Varieté ist voll Quack und hungrigen Augen. Ich sah dich wie durch einen Schleier. Und hätte dich gern an meine Brust gebettet, du Symbol der gemarterten Menschheit.

Du tanzt deine zerstörte Jugend.

Du tanzt dein zerstörtes Leben.

Du tanzt die Hoffnungslosigkeit.

Du tanzt vor den ruhigen Augen der eisigen Welt den Totentanz zertretener Kindheit.

Du knickst zusammen wie eine gebrochene Blume, wenn der Beifall einsetzt und das wackernde Bravo schallt.

Begreifst du schon die Welt, die ihre Gemeinheit bejubelt, armes Kind?

Hinter den Kuffen werben deine Eltern auf dich mit harten Worten oder gar mit Schlägen?

Niemand ahnt deine Not.

Und die knallende Musik verheißt die nächste Nummer.

Wie gepötscht taumelte ich heim? Ich die Nacht, als ich dich gesehen.

Hinter mir gestirbt das Beifallsgetöse, mit dem du begraben wirst.

Parteilieben.

Wer über den Parteien sich wähnt mit stolzen Mienen,
Der steht zumeist vielmehr beträchtlich unter ihnen.

Trau' keinem, der nie Partei genommen
Und immer im Trüben ist geschwommen!
Doch wird die Fener auch nicht frommen,
Der nie darüber hinaus will kommen.

Fällt einer ab von eurer Schar,
So laßt ihn lausen und richtet nicht;
Doch dem, der zu euch stoßen will
Von dort, dem schauet ins Gesicht!

Betrachtet eurer Gegner Schwächen
Und lernt, am besten euch zu rächen,
Das eigne Unkraut auszusuchen!

Als Gegner achte, wer es soll
Strauchdiebe aber sind keine Partei!

Gottfried Keller.

Wie die Hohenzollern in die Mark kamen.

Von John Schifowski.

Am einem Märztag des Jahres 1411 erschien vor den Toren Berlins ein geharnischter Ritter mit kleinem Gefolge. Damit der Wächter ihm öffnete, mußte er, wie die Elite es vorschrieb, sein Visier öffnen und seinen Namen nennen. Er stellte sich vor als „Edler Wend von Menburg“, und sein Wunsch war, dem Rat von Berlin, dem Adel und der hohen Geistlichkeit eine königliche Botschaft zu überbringen.

Der Inhalt der Botschaft aber lautete: Der König Sigismund, der einst geruht hatte, die Mark Brandenburg an seinen Vetter Jobst von Böhmen zu verpfänden, ist jetzt, nach dem in Gott erfolgtem Ableben des Lehensmannes wieder Herr seiner getreuen Untertanen geworden und beauftragt den Edlen von Menburg, in seinem Namen die Huldigung der brandenburgischen Ämter entgegenzunehmen.

Im „hohen Hause“, dem jetzigen „Lagerhaus“, Klosterstraße 76, wo die brandenburgischen Markgrafen residierten, da das Schloß an der Spree damals noch nicht erbaut war, fand die Huldigung statt. Die versammelten Stände vernahmen die Kunde, daß sie von jetzt ab nicht mehr jobstisch, sondern wieder sigismundlich seien, brüllten dreimal „Brandenburg! Brandenburg! Brandenburg!“ und beschloßen, eine Gesandtschaft an den königlichen Hof zu schicken, der in beruhigend sicherer Ferne in der ungarischen Stadt Ofen residierte.

Etwa ein Vierteljahr später kehrte diese Gesandtschaft nach Berlin zurück mit der Nachricht, der König habe den Burggrafen Friedrich zu Nürnberg aus dem Hause Jollern zum obersten Hauptmann und Statthalter der Brandenburger Mark ernannt. Diese Nachricht ließ die Berliner äußerst kühl, von dem Landadel aber wurde sie mit stillem Ingrimm aufgenommen. Die edlen Junker witterten in dem neuen Verweser mit Recht einen überflüssigen Konkurrenten, der die Raubgeschäfte, die jeder von ihnen auf eigene Faust betrieb, in seiner Hand „zentralisieren“ würde. Indessen verging fast ein Jahr, ehe der Herr aus Süddeutschland sich sehen ließ.

Ende Juni 1412 erst trat Friedrich in die Mark ein, und zwar erschien er zunächst in der Kur- und Hauptstadt Brandenburg, wo er die jubelnde Begrüßung seiner neuen Untertanen erwartete. Aber er wartete vergebens. Von Tag zu Tag stieg sein schmerzliches Erstaunen: weder der Adel noch die Vertreter der Stadtgemeinde ließen sich blicken. Ein paar fromme Aebte und einige elende Spießbürger waren die einzigen, die ihn schließlich den Willkomm boten.

Lieserleht in seinen landesväterlichen Gefühlen bestieg der stolze Joller sein Ross und trabte gen Berlin. Hier, meinte er, werde es ihm besser ergehen. Aber er täuschte sich bitter. Es half nichts, daß er der Stadt ihre alten Privilegien gnädigst und feierlich bestätigte; man blieb kühl bis ans Herz hinan. Der vorgeschriebene Huldigungsakt wurde zwar unter den Linden des Klosterhofes, im heutigen Garten des Klostersgymnasiums, mit Ach und Krach vollzogen, aber die erwartete Begeisterung der Getreuen blieb aus und die rebellischen Junker loderten bereits die Pflampen in ihren Wehrgehäusen.

Da fühlten die Bürger Berlins schließlich ein menschliches Mitleiden. Der Rat beschloß, sich nicht lumpen zu lassen und listete — wie das Pusthiansche Chronicon meldet — „Friedrichen von Jollern zu seiner Antunft eine Lonne Bernaulsch Bier, so damals 17 Groschen gekostet“

Das war der Einzug der Hohenzollern in die Mark Brandenburg. Ihr Auszug soll den weitand getreuen Untertanen leider teurer zu stehen kommen. Zwar wurde, bei dem etwas überfüllten Abschied, auf Huldigungen Verzicht geleistet, dafür verlangt man aber jetzt nicht weniger als hundert Millionen. Sollte es am Ende nicht, wie damals, mit einer Lonne Bernaulsch Bier zu machen sein, auch wenn sie bei dem gegenwärtigen niedrigen Marktkurse etwas mehr als 17 Groschen kostet?

Hat Sherlock Holmes gelebt?

Keine dichterischer Erfindung entsprossene Figur ist im letzten Menschenalter so vollständig geworden wie Conan Doyles berühmter Detektiv Sherlock Holmes. Nicht nur in England, dem Heimatlande des Autors, in den übrigen angelsächsischen Ländern, bei allen Kulturenationen erfreut sich dieser findige Mann seiner Beliebtheit, und man kann sagen, daß er das Vorbild für eine ganze, höchst umfangreiche Literatur geworden ist, die nicht nur im Roman und auf der Bühne, sondern vor allem auch im Film bis zum heutigen Tage die Masse fesselt. Bei dieser ist freilich vielfach der Glaube an die lebendige Wirklichkeit dieses Detektivs verbreitet, und sein geistiger Schöpfer muß hinter die Gestalt seiner geschickten Erfindungsgabe selbst in England beschelden zurücktreten.

Hat nun Arthur Conan Doyle seinen Sherlock Holmes wirklich ganz frei erfunden oder verbirgt sich hinter diesem berühmten gewordenen Namen lediglich ein besonders tüchtiger Vertreter des Detektivberufs? Diese Frage eingehend zu beantworten, hat Jesse Sargby ermöglicht, die jahrelang mit dem Urbild des Sherlock Holmes befreundet gewesen ist und in einer Biographie dieses Mannes von ihm ein Bild entworfen hat. Denn ein Urbild hat Sherlock Holmes in der Tat gehabt; nur war dieses kein Detektiv, sondern ein — Arzt. Er war der Professor Dr. Joseph Bell, ein bedeutender Chirurg und Kliniker in Edinburgh, der vor zehn Jahren in der schottischen Hauptstadt gestorben ist. Conan Doyle war als Mediziner ein Schüler Bells und Assistentarzt in dem von ihm geleiteten Krankenhaus. In dieser Eigenschaft hatte Conan Doyle die Aufgabe, dem Professor neu eingelieferte Kranke vorzuführen, und er kam aus dem Stauen-nicht-heraus, wenn er sah, wie der Gelehrte aus einer kleinen, unbedeutenden Einzelheit jeden Charakter wunderbar rasch und sicher zu analysieren verstand, und wie er in allen Zweifelsfällen an der Haltung, der Kleidung oder der Physiognomie des Patienten durch logische Schlussfolgerungen wesentliche Aufschlüsse erhielt. Mit geradezu verbüßender Sicherheit erriet Professor Bell so die Lebensweise, den Beruf, die Nationalität und die Heimatprovinz seiner Kranken. Diese Enthüllungen des Professors setzten Kranke und Ärzte gleicherweise in Verwunderung. „Da kommt ja ein Fidschuster!“ sagte Dr. Bell eines Tages, als der Patient, der ihm vorgestellt werden sollte, taum über die Schwelle des Krankensaales getreten war. Und den Studenten erklärte der Professor, die Hosen des Mannes seien gerade dori abgemitt, wohin die Schuster das Leder hatten, um es zu klopfen. Einen besonders bezeichnenden und merkwürdigen Fall hatte Professor Bell einmal selbst erzählt. Eines Tages schritt ein Mann durch den Hofsaal, in dem Bell gerade Vorlesung hielt. „Meine Herren,“ sagte Bell, nachdem er dem Mann ein paar Sekunden mit den Blicken gefolgt war, „Sie haben hier einen Menschen gesehen, der Soldat in einem hochländerregiment, und zwar wahrscheinlich bei der Kapelle gewesen ist.“ Der Mann hatte einen Gang, wie man ihn in Schottland bei den Dudelsackbläsern sieht und das hatte den Professor auf seine Vermutung gebracht. Der Mann bestritt auf keine Frage jedoch ganz entschieden die Richtigkeit der Bellschen Deutung seines Ganges. „Und ich habe mich trotzdem nicht getäuscht,“ rief der Professor aus, indem er den Mann mit dem eigenartigen Gang von zwei Dienern in einen Nebenraum bringen und dort entkleiden ließ. Dabei machte man sofort die Entdeckung, daß der Mann am linken Arm ein mit Feuer eingebranntes Zeichen hatte: dieses Zeichen hatte die Gestalt eines D und bedeutete Deserteur. Darum hatte der Mann mit dem komischen Gang sein Soldatentum so hartnäckig in Abrede gestellt.

Der Kliniker von Edinburgh suchte seinen Schülern immer wieder begreiflich zu machen, daß die Beobachtung, die selbst die kleinsten Merkmale nicht unbeachtet läßt, eine der wichtigsten Grundlagen aller Medizin sei. Der Arzt müsse durch scharfe Beobachtung den Kranken schon zur Hälfte kennen, bevor er ihn noch untersucht habe. Trotz alledem wäre Bell nie auf den Gedanken gekommen, daß er eines Tages der Welt als Privatdetektiv gezeigt werden würde und daß noch dazu einer seiner Lieblingschüler sich einfallen lassen könnte, ihn in solcher Verkleidung als Romanhelden zu präsentieren. Conan Doyle hat auch schließlich selbst zugegeben, daß sein ehemaliger Lehrer das Urbild des Sherlock Holmes darstelle.

Wissen und Schauen

Das Recht am Namen. Daß wir Namen und Vornamen besitzen, erscheint uns als die natürlichste Sache von der Welt, und wir kümmern uns nicht viel um die Rechte und Pflichten, die aus diesem Besitz herfließen. Aber in rechtlicher Beziehung sind gar manche Bedingungen mit unserem Namen verknüpft, von denen wir meist nichts wissen. Ueber diese juristische Bedeutung unseres Namens plaudert Prof. Neubert in „Reclams Universalium“. „Erst vor kurzem erlebte ich“, so schreibt er, „daß eine Ehefrau ein Patent auf ihren Mädchennamen anmelden wollte und höchlichst erstaunt war, als sie erfuhr, daß sie das nicht dürfe. Die Ehefrau hat eben durch ihre Verheiratung gewisse Erbschaft ihrer Rechte erlitten; dazu gehört der Namensverlust. Ein solcher Verlust erleidet aber Ausnahme. Es kann nämlich eine geschiedene Frau, die an sich den Familiennamen ihres Mannes behält, auf ihren väterlichen Namen zurückgreifen. Sie kann auch, wenn sie vor Eingehung der neuerlich geschiedenen Ehe schon verheiratet war, auf den Namen ihrer Vorheiratung zurückgreifen, es sei denn, daß sie allein für schuldig befunden ist. Die geschiedene Frau Müller verw. gew. Behmann geb. Richter kann sich also Frau Müller oder Frau Behmann oder Frau Richter nennen, ganz nach ihrem Willen. Eins aber darf sie nicht, nämlich wechseln, heute den, morgen jenen Namen führen.“

Auch die allbekannte Tatsache, daß das Kind den Familiennamen des Vaters erhält, findet eine Ausnahme bei der Annahme an Kindesstatt. Das angenommene Kind erhält den Namen des Annehmenden, doch hat es die Berechtigung, den neuen Familiennamen seinem alten anzufügen.

Es ist also gesetzlich genau umgrenzt, wie ich heiße, und ich darf daran nicht das geringste, auch nicht am Vornamen, ändern. Will ich das tun, so muß es mir der Staat erlauben. Aber mein Name legt mir nicht nur Pflichten auf, sondern er gibt mir auch Rechte. Unbefugter Gebrauch eines Namens wird bestraft, und dieser liegt z. B. vor wenn ein berühmter Name zu Reklamezwecken verwendet wird. Bei verhöhnendem Gebrauch eines Namens kann sein Eigentümer nicht nur eine Beleidigungs-, sondern auch eine Schadenersatzklage einleiten. Was von der Anerkennung des Namens gilt, gilt auch von der des sog. Pseudonyms, wobei freilich das Pseudonym für seinen Träger im Verkehr schon Anerkennung gefunden haben muß.

Gesundheitspflege

Polikliniken für nervöse Kinder. Wenn auch die körperlichen Schädigungen, denen unsere Jugend in den Jahren der Unterernährung ausgesetzt war, im Vordergrund stehen, so darf man doch auch die Störungen nicht übersehen, die vielfach das Nervensystem der Kinder erlitten hat. Durch die langjährige schlechte Ernährung sind auch seelische Faktoren in Mitleidenschaft gezogen worden; dazu kommen die Erregungen der Kriegsjahre, die sich von den Erwachsenen auf die Kinder übertragen, schlechte Erziehung infolge der Abwesenheit oder des Verlustes des Vaters, die Not und Sorge, die über so viele früher wohlgeordnete Haushalte hereingebrochen sind. Durch all diese Dinge wurde das noch nicht entwickelte Nervensystem des Kindes betroffen, und wenn sich auch die gesunden Kinder wieder erholen konnten, so sind doch bei nervös veranlagten Kindern schwere Folgeerscheinungen zurückgeblieben. In solchen Fällen kann nur die sorgsamste ärztliche und erzieherische Behandlung günstig einwirken. Aus diesem Grunde empfiehlt Dr. Carl Potocky in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ die Einrichtung von Polikliniken und Beratungsstellen für nervöse und schwer erziehbare Kinder. Der Verfasser ist Leiter des ersten derartigen Instituts, das vor einigen Jahren am Kaiserin-Auguste-Viktoria-Hause zu Charlottenburg eingerichtet wurde. Diese Poliklinik ist rasch von den Schulärzten, den Leitern der Schulkindergärten usw. als Bedürfnis anerkannt worden und wird viel benutzt. In erster Linie werden hier Neuropathien und Psychopathien des Kindesalters behandelt, sodann geistige Defekte, Epilepsie und andere organische Nervenkrankheiten. Besonders rasch auf die Erfassung der nervösen Störungen bereits im Säuglings- und Kleinkinderalter geachtet. Diese Polikliniken für nervöse Kinder lassen sich am besten mit den Universitätskinderkliniken oder auch den klinisch geleiteten Kinderkrankenhäusern in größeren Städten verbinden. Die Anstalten müssen im engsten Zusammenhang mit der Schule arbeiten, so daß aus Kindergärten, Schulkindergärten oder Schulen nervöse und schwer erziehbare Kinder durch die Schulärzte diesen besonderen Polikliniken zur Beobachtung und Behandlung überwiesen werden.

Völkerkunde

Geld in aller Welt. Der Krieg und seine Folgen haben auch in unser früher so geordnetes Geldwesen allerlei Umwälzungen herbeigeführt, und die wertvollsten Papierscheine und Blechmarken wurden als Notgeld von Städten und Dörfern in den Verkehr gebracht. Diese städtischen Notgeldscheine sind nichts anderes als ein „Zeichengeld“, wie es auch die Naturvölker besitzen, und wenn uns das „Porzellangeld“ in der Tasche klappert, werden wir nichts mehr vor den Wilden voraus haben, die mit ihrem „Waffengeld“ oder „Federgeld“ auf den Markt gehen. Ja, der Kogoneger,

der seine dunklen, schmutzigen Kautschukperlen in der Hand wiegt, dürfte diese nicht mit Unrecht für wertvoller halten als unsere Scheine, da der Kautschuk ja überall gegenwärtig einen beträchtlichen Marktwert besitzt, was man von unserem Notgeld nicht immer sagen kann.

Die Naturvölker verwerten die aller verschiedensten Dinge als öffentliches Zahlungsmittel. Neben Nahrungsmitteln, Genuss- und Arzneimittel sind alle nur erdenklichen Rohstoffe, Halbfabrikate, Handwertzeugnisse, Kleider, Geräte, Waffen und Schmuckstücke vertreten. Da findet man unter den Rohstoffen Bachschluchen, Zähne, Muscheln und Schneckenmuscheln, unter den Halbfabrikaten Perlen aus Korallenkalk und buntem Gestein, Metalle in Ringen und Drähten, während unter den Fertigerzeugnissen besonders das Spaten-, Keld- und Messergeld der Chinesen Beachtung verdient. Eigenartiges Geld hat man in Abessinien und seinen Hinterländern. Es sind Kochsalzstangen mit einem banderoleartigen Baststreifen in der Mitte. Je höher der Stein und je härter sein Klang, um so höher wird er gewertet. Eine beliebte Geldart sind bei den Abessinern auch seit einiger Zeit — Gewehrpatronen. An der persischen Küste bilden Angelhaken die wichtigste Münze. Eine ganze Reihe afrikanischer Stämme bevorzugen das sog. Waffengeld. Es besteht aus kunstvoll gearbeiteten metallenen Streifen, die nur die ungefähre Form von Speerspitzen, Messern, Äxten usw. haben und durch reiche Ornamente sowie barocke Anhängsel verzert sind. Das Waffergeld gewisser Südvölker besteht in einem reich geschnittenen Gerät aus Rörser und Stöckel, das man dort zum Zerstampfen der Betelnüsse im Gürtel trägt. Das Federgeld der Santa-Cruz-Insulaner ist aus handgroßen Flächen verklebter Taubenseidern gefertigt, deren eine Fläche mit roten Papageienfedern eingefügt ist. Die einzelnen Federscheine werden dachziegelartig übereinander geheset, und je größer die Stücke sind, um so höher ist ihr Wert.

Ebenso wie hier gar kein Zusammenhang mehr zwischen dem für das Geld verwendeten Stoff und seinem Wert besteht, ist dies auch bei dem Stoffgeld der Fall, das in Afrika, Australien und auf manchen dazwischenliegenden Inseln üblich ist. Es sind ganz locker gewebte, rote, blaue und ungefarbte Baumwollfäden, deren Wert sich nach der Größe richtet.

Naturwissenschaft

Volkszählung bei den Heringen. Der Hering ist die wichtigste und blühendste Fischzucht, die wir besitzen; er ist zu einer wahren Volksnahrung geworden, und diese hervorragende Rolle, die er auf unserm Speisezettel spielt, verdankt er hauptsächlich den riesigen Mengen, in denen er auftritt. Wiedel Heringe gibt es wohl im Weltmeer? Diese Frage wird von einem englischen Fachmann beantwortet. Der Verfasser geht dabei von den englischen Fangergebnissen des letzten Jahres aus und stellt fest, daß während der Herbstfischerei von August bis Dezember 1920 in Dartmouth 616 000 „Crans“ Heringe gefangen wurden und in Lowestoft 366 000 Crans. Es wurden also aus den Gewässern der nördlichen Nordsee in etwa vier Monaten mehr als 1 Million Crans Heringe gewonnen. Da man durchschnittlich etwa 1000 Fische auf das Cran rechnet, ergibt sich, daß über 1000 Millionen Heringe im Drittel eines Jahres in den Häfen von Dartmouth und Lowestoft als Fang eingebracht wurden.

Legt man für die weiteren Berechnungen den englischen Heringfang zugrunde, so ergibt sich als Gesamtmenge, die in einem Jahre gefangen wird, für das Jahr 1913 die Summe von 11 762 000 Zentnern Heringe. Rechnet man etwa 300 Heringe auf einen Zentner, so beträgt die Zahl der in einem Jahr in England gefangenen Tiere bei geringer Schätzung mindestens 3000 Millionen. Nun werden aber auch noch in Deutschland, in Holland, in Norwegen Heringe gefangen, und nicht nur der Mensch ist es, der sich von Heringen nährt, auch zahlreiche Fische des Meeres verpeifen mit Vorliebe dieses nährliche Tier. Der Mensch vernichtet zweifellos nur einen kleinen Teil der Heringsschwärme, höchstens ein Fünftel der ganzen Masse. Es werden daher zum mindesten 15 000 Millionen Heringe in den englischen Gewässern im Jahre 1913 gewesen sein. Die Heringsschwärme bestehen aber nur aus bereits herangewachsenen Fischen, soweit sie an die Küsten kommen. Die größere Zahl der Heringe unternimmt keine Wanderungen, die sie zu ihrem Verderben in den Bereich des Menschen führen, vor dem vierten Jahre ihres Lebens. Die Heringe im Alter von sechs Monaten bis mindestens drei Jahren sind also unter den 15 000 Millionen Heringen, die an die englischen Küsten kamen, nicht mitgerechnet. Diese jungen Tiere werden nun besonders von den Tausenden ihrer Feinde vernichtet, und höchstens einer von zehn überlebt, um dann die Wanderung mit dem großen Schwarm anzutreten. Die Zahl der Heringe, die die Meere bevölkern, muß daher auf etwa 200 000 Millionen Fische angenommen werden, und dabei sind die jüngsten Tiere noch nicht mitgezählt.

Die Sozialdemokratie giebt neue Kräfte den Wilden ein, sie läßt ein neues Licht erstrahlen, weckt neue Lebensquellen auf. Sie ist tätig, unermüdet, unüberwindlich. Sie schafft Bahn da, wo des Unwiderstandes kein Hindernis ist. Sie spaltet Felsen und trägt Berge ab, sie füllt Täler aus und löst Ströme versiegen. Wunderst du dich darüber? Siehe, sie glaubt nicht an die Macht des Bösen, das macht sie stark. Der Geist Gottes weht über ihr. Pfarrer Kutter („Sie müssen“).